

Christian Herrmann
(Hrsg.)

Gottes Wort für alle Welt !?

**Bibeln und Mission
im kolonialen Kontext**

Inhalt

6	Vorwort Christian Herrmann	Katalogteil
8	Geleitwort Rupert Schaab	84 Garten Eden und Babylon
10	Grußwort Katrin Brockmüller	96 Israel
12	Grußwort Christoph Rösel	106 Europa
14	Missionarische Bibelübersetzung als „Kolonie“ Gottes unter den Menschen Christian Herrmann	148 Afrika
36	„Das Evangelium von Isa Almasih, dem Sohn Allahs“ Das Inkulturations-Problem bei der Bibelübersetzung in Südostasien Christian Goßweiler	220 Asien
56	Verkehrssprache (Lingua Franca) und Muttersprache in Bibelübersetzung und christlicher Mission Alexander M. Schweitzer	278 Amerika
62	Bibelübersetzungen und die „Erziehung zur Arbeit“ Zum Verhältnis von Mission und deutschem Kolonialismus Karolin Wetjen	306 Ozeanien
72	Postcolonial Studies – eine Chance für die Exegese? Roland Deines	312 Reich Gottes
		320 Literaturverzeichnis
		330 Register

Vorwort

des Herausgebers

Der Themenkomplex des Kolonialismus tritt in Deutschland immer wieder in das Blickfeld der breiteren Öffentlichkeit. Das ist vermehrt der Fall, seitdem in Kultureinrichtungen nicht mehr nur nach „Raubgut“ aus der Zeit des Nationalsozialismus, sondern auch aus kolonialen Kontexten recherchiert wird und es teilweise zu Restitutionsen kommt (z.B. FAZ, 7.1.2023, S. 11; 6.5.2023, S. 11). Die Zahl einschlägiger wissenschaftlicher Publikationen bleibt, wenn man inhaltliche Anfragen im Katalog des Südwestdeutschen Bibliotheksverbundes als Bezugspunkt nimmt, dagegen seit zwanzig Jahren auf ungefähr demselben Niveau. Dies deutet die anhaltende Aktualität der Thematik an, wobei der Zusammenhang mit der Missionsgeschichte bisher unterrepräsentiert ist.

Druckwerke und Bibliotheken betrifft die Frage nach unrechtmäßigen Erwerbungsweisen nur am Rande (vgl. aber 4.28). Bücher als Artikulationsmittel kultureller Prägungen sowie als Gegenstand interkultureller Begegnung konnten dagegen sehr wohl in komplexen Wechselwirkungen zu kolonialen Vorgängen stehen. Hier kommen die christlichen Missionare insofern ins Spiel, als nicht selten sie es waren, die als Pioniere erstmals die Verschriftlichung von Sprachen herbeiführten, in Zusammenarbeit mit Einheimischen Wörterbücher und Grammatiken erstellten, schließlich die Bibel und andere christliche Literatur übersetzten. In etlichen Sprachen waren diese Bücher die ersten Druckwerke überhaupt. Wo es gewachsene Hochkulturen gab, stellte sich vermehrt die Frage nach Anknüpfungspunkten. Rana Issa prägte für den Typus von Bibelausgaben, deren Entstehungszusammenhang und Intention in der Mission lag, den Ausdruck „Missionary Bible“ (S. 41). Das Christentum geht nicht von der Existenz einer heiligen Sprache aus. Aber es kommuniziert seine Glaubensinhalte auf sprachliche Weise und unter Bezug auf die Bibel als normativem Text. Dadurch ergab sich von Anfang an, nicht erst im Zusammenhang des Kolonialismus, die Notwendigkeit der Bibelübersetzung. Inwiefern gerade die Tatsache bzw. die Art und Weise der Bibelübersetzung manche Engführungen der Forschung zum Zusammenhang von Mission und Kolonialismus überwindet, ist eine der Fragestellungen, denen sich die Ausstellung widmet.

Inzwischen dominiert auch in der Geschichtswissenschaft nicht mehr „der weltliche Blick auf die

Missionsgeschichte“, wie er für den Bremer Kongress über Mission und Kolonialismus (1993) (Wagner, S. 21) leitend war. So betont etwa Rebekka Habermas (Mission global, S. 17, 21), dass man die Missionare als Akteure mit eigenständigen Zielen und Mitteln wahrnehmen müsse. Gegen „eine grundsätzliche Zurückweisung von Mission [...] aus der Perspektive einer postkolonialen Theorie“, wie sie häufig vorkommt, verweist Henning Wrogemann (Sp. 916) auf die UN-Menschenrechtscharta von 1948 (Art. 18), „in der zur Religionsfreiheit auch die Freiheit gerechnet wird, öffentlich für den eigenen Glauben werben zu dürfen“. Das Unbehagen gegenüber Mission schätzt Wrogemann „als ein mitteleuropäisches Inselphänomen“ (Sp. 926) ein. Es ist inkonsequent, weil der Versuch, mit werbender Rede andere für eigene Anliegen zu gewinnen, im säkularen (anders als im religiösen) Bereich als „als unproblematisches Alltagsphänomen“ (Sp. 927) gilt. Auch zu einer differenzierten, faktenbasierten Sicht auf die Mission durch eine globale Perspektive soll die Ausstellung beitragen. Der Ansatzpunkt bei der Globalisierung setzt sich zunehmend in der Geschichtsschreibung zur Mission durch gegenüber dem Konzept, Mission prioritär als Teil kolonialer Machtbestrebungen einzuordnen. Dafür sei auf den Sammelband „Globales Christentum“ (Delgado) sowie auf die Werke von Ott und Van der Heyden verwiesen. Auch das Forschungsprojekt „Global Bible (GloBil)“ der Universität Münster (https://www.uni-muenster.de/Religion-und-Moderne/aktuelles/forschung/projekte/projekt_global_bible.html) weist in diese Richtung. Die Gliederung der Ausstellung trägt dem Globalisierungsaspekt Rechnung, indem sie sich an geographischen Zuordnungen orientiert. Europa nimmt einen Platz ein, weil auch hier Vorgänge von Mission und Bibelübersetzungen stattfanden. Dadurch ergeben sich differenzierende Aspekte zur Debatte um Eurozentrismus und (Post-)Kolonialismus.

Wrogemann verweist in seinem Forschungsbericht auf neuere Entwürfe, die wieder „genuin nach der christlichen Mission fragen“ bzw. bewusst theologische Begründungen thematisieren (Sp. 919, 922). Die Fokussierung der Ausstellung auf die Bibelübersetzungen erlaubt einerseits eine Begrenzung der unübersichtlichen Materialfülle. Andererseits wird dadurch ein Konzept unterstützt, das nach den theologischen Wesensbestimmungen des historischen

Phänomens „Mission“ fragt. Diesem Ansatz entspricht, dass mit den Stationen „Garten Eden und Babylon“, „Israel“ und „Reich Gottes“ ein theologischer Spannungsbogen um die übrigen Territorien herum aufgebaut wird. Die entbehrungsreichen Bemühungen um Bibelübersetzungen und Mission, auch die Dynamiken bei der Ausbreitung des Christentums können sachgemäß kaum ohne den Hinweis auf die Überzeugung von der voranschreitenden Heilsgeschichte hinter und in der allgemeinen Geschichte erklärt werden. Dies schließt nicht aus, auch die Ambivalenzen der Missionsgeschichte anzusprechen. Der Aufsatzteil beleuchtet systematisch die Wechselwirkungen zwischen den Bezugspunkten Bibelübersetzung, Mission und Kolonialismus. Außerdem werden wichtige Einzelaspekte, die in Variationen bei den Exponaten vorkommen, ausführlicher beleuchtet, als das im Katalogteil aus der Feder des Herausgebers möglich wäre. Bei der Auswahl der Exponate wurde darauf geachtet, neben den eigentlichen Bibelausgaben auch aussagekräftige Objekte zum direkten Kontext zu präsentieren. Die Bezugnahme auf den Kolonialismus der Neuzeit bedingt, dass quantitativ das 18. und 19. Jahrhundert stärker vertreten sind als andere Zeitepochen. Summarien zu Einzelsegmenten der Ausstellung erleichtern die Orientierung.

Thomas Schirrmacher ermahnt in seiner Einführung zur Neuausgabe der Missionslehre Gustav Warnecks (Warneck, S. XXVI) dazu, Missionsarchive zu pflegen und zugänglich zu machen, um das Christentum vor Geschichtslosigkeit (und mangelnder Selbstreflexion) zu bewahren. Diese Ausstellung will dazu beitragen, das Christentum mit seinen Aktivitäten zur missionarischen Bibelübersetzung als Wegbereiter globalen Denkens aufzuzeigen. Es ist nicht zuletzt dank der volkssprachlichen Bibeln Teil der Literaturgeschichte und – sicher kontrovers – der kulturellen Selbstwahrnehmung auch außereuropäischer Länder geworden.

Die Arbeit mit textlichen und bildlichen Quellen bedingt, dass teilweise aus heutiger Sicht anstößige Begriffe oder Motive zitiert bzw. dargestellt werden. Sie veranschaulichen Mentalitäten ihrer Zeit, entsprechen jedoch weder der Sichtweise noch dem Sprachgebrauch des Kurators.

Ohne die umfangreiche Bibelsammlung der Landesbibliothek, die ihre Bedeutung nicht zuletzt

den Missionsbibeln verdankt, wäre diese Ausstellung nicht möglich gewesen. Die Exponate stammen mit einer Ausnahme aus dem Bestand der WLB. Mit der Ausstellung in diesem weiten territorialen Bezugsrahmen schließt sich eine Forschungslücke. Davon gehen Impulse für interdisziplinäre Studien zur Missions- und Bibelgeschichte aus.

Dr. Christian Herrmann

Kurator der Ausstellung

Literatur:

- Delgado, Mariano u.a. (Hrsg.): Globales Christentum. Transformationen, Denkformen, Perspektiven, Studien zur christlichen Religions- und Kulturgeschichte 32, Muttentz 2023
- Habermas, Rebekka u.a. (Hrsg.): Mission Global. Eine Verflechtungsgeschichte seit dem 19. Jahrhundert, Köln u.a. 2014
- Heyden, Ulrich van der u.a. (Hrsg.): Missionsgeschichte als Geschichte der Globalisierung von Wissen. Transkulturelle Wissensaneignung und -vermittlung durch christliche Missionare in Afrika und Asien im 17., 18. und 19. Jahrhundert, Stuttgart 2012
- Issa, Rana: The modern Arabic Bible. Translation, dissemination, and literary impact, Edinburgh 2023
- Ott, Alice T.: Turning points in the expansion of Christianity. From Pentecost to the present, Grand Rapids (MI) 2021
- Wagner, Wilfried: Kolonien und Missionen. Referate des 3. Internationalen Kolonialgeschichtlichen Symposiums 1993 in Bremen, Bremer Asien-Pazifik-Studien 12, Münster u.a. 1994
- Warneck, Gustav: Evangelische Missionslehre. Ein missionstheoretischer Versuch, hrsg. von Friedemann Knödler, Bonn 2015
- Wrogemann, Henning: Theologie der Mission – Quo vadis? Werkstattbericht mit besonderem Augenmerk auf Kontexte Mitteleuropas; in: Theologische Literaturzeitung 148 (2023), 10, Sp. 915–928

Geleitwort

Dr. Rupert Schaab

„Geht hin und macht alle Völker zu Jüngern: tauft sie auf den Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes und lehrt sie alles halten, was ich euch geboten habe“, heißt es am Ende des Matthäusevangeliums. Dieser durch das frühe Christentum überlieferte Auftrag Jesu erfährt seine besonders anspruchsvolle Einlösung in der Übersetzung der Bibel. Sein Bezug auf die Dreifaltigkeit bringt zum Ausdruck, dass der ganze Glaube gemeint ist, und nicht nur irgendeine Auswahl. Und natürlich hat der ganze Glaube auch Auswirkung auf die Lebensführung der Verkündenden („alles“). Dass hier oft gefehlt wurde und wird, ändert nichts am Auftrag. Die neueste Fassung der Lutherbibel, aber auch die Vulgata übersetzen diese Stelle statt mit „macht alle Völker zu Jüngern“ mit „lehret alle Völker“ (bzw. „docete omnes gentes“). Die Ausgestaltung von Mission ist auch in den Kirchen umstritten.

Wenn man die Apostelgeschichte liest, ist man erstaunt, wie viele Völkerschaften sich damals begegneten. Wollte man die Lehre Jesu nicht durch andere verkürzen oder entstellen lassen, musste man die Verkündigung selbst in die Hand nehmen. Die Mission ergab sich zwangsläufig aus dem Geltungsanspruch des Glaubens. Doch über die ganze Lehre bestand und besteht keineswegs Einigkeit. Jesus hat kein Wahrheitsministerium gegründet, doch ist das ständige vielstimmige Bemühen um die Wahrheit in der Lehre selbst thematisiert. Die Heilsgeschichte wie die Geschichte ist vielstimmig. Es gibt zwei Schöpfungsberichte, vier Evangelien und so fort. Dies erlässt aber weder den Anspruch, Jesus zum Maßstab des eigenen Lebens zu nehmen, oder den Auftrag, seine Überzeugungen zu teilen.

Die Württembergische Landesbibliothek beherbergt eine der größten und vermutlich die wichtigste Sammlung gedruckter Bibeln der Welt. Die Sammlung wurde früh angelegt und entsprechend finden sich hier viele Übersetzungen des Druckzeitalters in Erstausgaben. Dass diese vielfach die ersten Bücher der jeweiligen Sprache sind, macht sie auch zu wichtigen sprachgeschichtlichen und kulturgeschichtlichen Quellen. Unter den derzeit 22.000 Bänden dieser Bibelsammlung befinden sich rund 800 Sprachen. Diesen Schatz mit einer Ausstellung und diesem Katalog bekannter zu machen, unternehmen wir gerne. Es ist ja nie identischer Text. Wie jeder Übersetzungsvorgang sind auch Bibelüber-

setzungen ein Notbehelf. Im altsächsischen „Heliand“ machte man im Frühmittelalter aus Jesus einen Kriegs- und Gefolgsherrn im Versuch, das Verhältnis zwischen ihm und seinen Jüngern in eine germanische Vorstellungswelt zu übersetzen. Übersetzungen sind streng genommen immer falsch, Erstübersetzungen von Texten eines anderen Kulturkreises eine ungemeine Herausforderung.

Natürlich handelte es sich bei Bibelübersetzung und Mission selten um einen Austausch auf Augenhöhe. Das gilt ebenso wenig für heutige Kulturkontakte. Wie heute gab es auch früher Menschen, die sich bemüht haben, den anderen die Unterschiede möglichst wenig spüren zu lassen, die Unterschiede nicht zum persönlichen Vorteil zu nutzen. Die im 19. Jahrhundert entstandenen Missionswissenschaften lehren dies nicht aus Gründen der Opportunität, sondern weil sie dies als Wesenszug der christlichen Lehre verstehen. Die Unterschiede im Verständnis nicht für das Seelenheil auszunutzen, bildet ein ethisch kaum lösbares Dilemma.

Vielfältig waren auch die Gründe, in die Mission zu gehen. Da gab es Menschen, denen die heimatische Welt – aus welchen Gründen auch immer – zu eng wurde. Da gab es Idealisten, die meinten, echtes Christentum ließe sich in den verkrusteten Strukturen zuhause nicht leben, genauso wie Menschen, die dort sozial gescheitert waren. Es war sicherlich weit verbreitet, im Christentum vor allem eine zivilisatorische Bewegung zu sehen, welche durchaus anschlussfähig an Aspekte des Kolonialismus ist. Aber natürlich ist Bibelübersetzung eine Herausforderung, welche man nicht in Angriff nimmt, wenn es einem mit Gottes Heil nicht sehr ernst ist, auch wenn man darunter anderes verstand als viele heute. Und philologische Leidenschaft und Anerkennung mag ein Übriges beigetragen haben.

Eine Ausstellung über Bibelübersetzungen kann nicht nur unter der Fragestellung des Kolonialismus stehen. Es gab und gibt sie und die Mission auch außerhalb dieser Epoche, und der mit den Übersetzungen verbundene Idealismus steht wie die Missionspraxis vielfach im Gegensatz zur wirtschaftlichen Ausbeutung und zu machtpolitischen Ambitionen. Aber gerade die Vorstellung einer zivilisatorischen Leistung des Christentums hat vielfach dazu geführt, dass der eigenständige Wert der anderen Zivilisation nicht ausreichend gesehen wurde. Aber

tun wir dies heute? Mit einer vorschnellen Gleichsetzung von Mission und Kolonialismus werden wir dem Phänomen nicht gerecht.

Natürlich haben Ausstellungskuratoren Überzeugungen. Und wahrscheinlich sind versteckte oder unwillkürlich einfließende Überzeugungen für eine Auseinandersetzung mit einem schwierigen Thema viel weniger geeignet. Die Ausstellung hat den Anspruch, einen wissenschaftlichen Beitrag zur Diskussion um Mission und Kolonialismus zu leisten. Sie hat dabei aber nur den Anspruch, die Übersetzungsaktivitäten vorzustellen, aus denen weder der Reichtum noch die häufige Grausamkeit der Kulturkontakte im kolonialen Umfeld hervorgehen. Die Größe der Aufgabe, über einen vor mehr als tausend Jahren in einer ganz anderen Weltregion ans Licht getretenen Glauben und die eigenen Überzeugungen an eine Kultur zu sprechen, welche viele Begriffe nicht teilt, lässt sich ohne genauere Kenntnisse der jeweiligen Kulturen nur in Ansätzen ausstellen. Wenn aber die Ausstellung Anregungen gibt, über solche wechselseitigen Anverwandlungsprozesse im Kleinen wie im Großen nachzudenken oder zu forschen, hat sie schon einiges erreicht.

An dieser Stelle bleibt mir nur zu danken: Herrn Dr. Christian Herrmann für Ausstellungskonzeption, Objektauswahl und Katalog, den Beiträgern für die Bereicherung des Aufsatzteiles und des Begleitprogramms, der Firma Demirag für die Gestaltung, den Kolleginnen und Kollegen aus dem Haus für die Konservierung, Ausstellungsauf- und -abbau, Organisation, Öffentlichkeitsarbeit, Redaktion und Verwaltung. Es erfüllt mich mit großer Freude, dass wir dank so unterschiedlicher Fähigkeiten und großem Engagement immer wieder neue Seiten unserer so vielfältigen und reichen Sammlungen zeigen können.

Dr. Rupert Schaab

Direktor der Württembergischen Landesbibliothek

Grußwort

Dr. Katrin Brockmüller

Traduttore traditore! – „Jede Übersetzung ist ein Verrat!“ - So lautet ein bekanntes italienisches Sprichwort. Tatsächlich ist Übersetzen immer ein Balanceakt. Das liegt daran, dass Sprache nie eindeutig sein kann und Verstehen immer an Kontextfaktoren wie das eigene zeitbedingte Welt- und Kulturverständnis, gesellschaftliche Konventionen, individuelle Sozialisationen, religiöse Beheimatungen, etc. gebunden ist. Schon auf der Ebene einzelner Wörter, die immer ein ganzes Feld von Bedeutungen mit sich tragen, liegt das auf der Hand. Ein scheinbar so „klares“ Wort wie „Seele“ in biblischen Texten zeigt die große Vielfalt: Im Hebräischen ist die *nāfāsch* eines Menschen in der Grundbedeutung zunächst einfach die „Kehle“ oder „Gurgel“. Zu dieser körperlichen Grundbedeutung kommen übertragene Aspekte wie „Bedürftigkeit“, „Lebenskraft“, schließlich auch „Seele“ hinzu. Die Kehle ist der Ort, durch den der Atem in den lebendigen Körper einströmt. Fehlt der Atem, ist ein Mensch kein lebendes Wesen mehr. Diesen Atem bläst in der biblischen Erzählung Gott selbst bei der Erschaffung in den Menschen hinein, womit inhaltlich angezeigt wird, dass Leben zutiefst von Gottes Zuwendung abhängt.

Blättert man durch Bibelübersetzungen, so wird *nāfāsch* fast immer mit „Seele“ übersetzt – einem Begriff aus dem religiösen Sprachgebrauch, tief eingebunden in ein dualistisches Verständnis des Menschen aus „Leib und Seele“. Daher hat die revidierte Fassung der Einheitsübersetzung die Entscheidung getroffen, *nāfāsch* vor allem in den Psalmen mit unterschiedlichen deutschen Worten wiederzugeben. Auch wenn so mancher Psalmvers mit einer solchen Übersetzung irritieren mag, ist diese Varianz in der revidierten Fassung der Einheitsübersetzung sicher „richtig“. Mit „Lebenskraft“ wird *nāfāsch* z.B. in Genesis 27,31; 35,18; Psalm 23,3; Psalm 32,4; Sirach 38,18 u. ö. übersetzt.

Gleichzeitig sind biblische Texte eingebunden in eine lange persönliche und kirchliche Gebetstradition. Daher braucht es immer eine Art gut reflektiertes „Hin- und Herschwingen“, und so ist die Einheitsübersetzung wie jede andere Übersetzung auch ein Kompromissdokument. Für alle, die die Ursprachen nicht selbst beherrschen, wird ein Bibeltext nur im Vergleich von Übersetzung und Übersetzungstradition wirklich „richtig“ und damit auch „wahr“. Aus diesen Gründen blieb zum Beispiel in Psalm 42,2-3 das

Wort „Seele“ erhalten, obwohl sich gerade hier vom Sprachbild her auch die Grundbedeutung „Kehle“ angeboten hätte: „*Meine Seele dürstet nach dir ...*“.

Dieses kleine Beispiel der Seele ist politisch relativ harmlos. Brisant werden Bibelübersetzungen, wenn man zeitgenössische Debatten ehrlich miteinbezieht.

Wie kann man politisch korrekt, ohne Diskriminierung und doch textgerecht übersetzen?

Welche impliziten und expliziten Wertungen transportieren nicht nur biblische Texte, sondern sogar einzelne Worte?

Ich freue mich sehr, dass die Landesbibliothek mit ihrer Ausstellung diese Diskussion begleitet! Denn aktuell ist nicht nur in der Bibelwissenschaft, sondern in der gesamten Theologie und auch gesamtgesellschaftlich ein Ringen um „post-koloniale Perspektiven“ sehr präsent. Es geht darum, diskriminierende Herrschaftsmuster aufzubrechen, Verantwortung für historische Verbrechen zu übernehmen und die Gegenwart und Zukunft gemeinsam und gerechter zu gestalten.

„Solche Ansprüche konnten in der Kolonialzeit sogar mit der Bibel untermauert werden: Aus der Verfluchung des Ham (und seines Sohnes Kanaan) durch seinen Vater Noach (Gen 9,22-27) und der anschließenden Notiz, dass aus Ham einige der afrikanischen Völker hervorgegangen seien (Gen 10,6) schlossen Theologen des 19. Jh., dass die afrikanischen Menschen grundsätzlich den Weißen in der Sklaverei zu dienen hätten. So schreibt beispielsweise der Ordenssuperior Anton Horner (1827–1880) nach einer Reise durch einige afrikanische Gegenden: ‚Die schwarze Farbe der Nachkommen Chanaan’s bezeugt noch, dass ihre Rasse schon im Anfang vom Zorn des Himmels getroffen worden war.‘“ (Stefan Silber, *Bibel und Kirche* 2/2024: *Gefährliche Bibel*, S. 88f.)

Die revidierte Fassung der Einheitsübersetzung hat aus diesen Hintergründen einige interessante Veränderungen im Vergleich zur Vorgängerversion von 1980: So wird die Haarfarbe Davids in 1. Samuel 16,12; 17,42 jetzt wörtlich korrekter mit „rötlich“ übersetzt und nicht mehr „blond“.

In Jeremia 13,23 wird in einer rhetorischen Frage die angeborene Hautfarbe als Argument für die grundsätzliche und nicht veränderbare Bosheit der Adressaten verwendet. Die Einheitsübersetzung von

1980 übersetzte hier noch unproblematisch mit „Neger“. Dagegen hat die Revision die Herkunftsbezeichnung wörtlich aus dem Hebräischen übernommen: „Kann *ein Kuschit* seine Hautfarbe ändern ...?“ Nach einer öffentlichen Debatte hat auch die revidierte Fassung der Lutherübersetzung in neueren Druckauflagen die „traditionelle Übersetzung“ mit „Mohr“ zu „Kuschiter“ verändert. Es bleibt aber die Frage, ob Lesende bei der Zuschreibung „Kuschiter“ wirklich realisieren, dass die Pointe bei Jeremia die besonders schwarze Hautfarbe von Menschen im antiken Nubien, eine Region im Norden Afrikas, meint, aber nicht die Abwertung einer bestimmten Bevölkerungsgruppe? Kann man das überhaupt trennen? Viele offene Fragen ...

Es ist begrüßenswert, dass die Landesbibliothek sich mit dieser besonderen Ausstellung ihrer Verantwortung bewusst ist und einen Beitrag zur Aufarbeitung der Kolonialgeschichte leistet.

Die meisten der ausgestellten Bibeln stammen aus dem evangelischen Kontext, weil hier die Mission stark mit der Verbreitung der Bibel verbunden war.

Vielleicht ist für die Leserinnen und Leser dieses Katalogs noch interessant, dass zwar gemeinhin das Narrativ vorherrscht, erst mit der Übersetzung von Luther seien deutschsprachige Bibelübersetzungen entstanden. Der Dominikanerpater Johann Dientenberger (1475–1537) publizierte jedoch bereits 1534 eine Art Vorform der katholischen Volksbibel, die parallel zur lateinischen Vulgata enorm verbreitet war. Diese Bibelübersetzung in mehreren Überarbeitungen war prägend, bis der bayerische Theologe und Orientexperte, Professor für Exegese und biblische Sprachen in München, Josef Franz Allioli, 1821 eine deutsche Übersetzung der lateinischen Vulgata veröffentlichte. Diese sogenannte Allioli-Übersetzung war in Schulbibeln, in liturgischer und spiritueller Literatur und auch in Prachtausgaben bis zur Einheitsübersetzung die maßgebliche Übersetzung. Sie gelangte mit Auswanderern und Missionaren nach Amerika und in die ganze Welt (P.S.: Auch Allioli liest in Jeremia 13,23 „Mohr“).

Tatsächlich ist die Einheitsübersetzung 1980 und deren erste Revision 2016 die erste katholische und von Rom approbierte Übersetzung, die primär an den hebräischen und griechischen Ausgaben orientiert ist. Den Impuls zu dieser Bibelübersetzung gab

das Katholische Bibelwerk e.V., angeregt durch den zweiten Bibelfrühling und im Vorfeld des Zweiten Vatikanischen Konzils.

Aktuell arbeiten wir im Katholischen Bibelwerk e.V. an der Übertragung von Bibeltexten in Leichte Sprache (www.bibelwerk.de/leichte-sprache): Ein Projekt, in dem sich die Fragen nach Diskriminierungen über und mit Sprache in verschärfter Weise zeigen.

Übersetzen bleibt ein Balanceakt, ohne „Verrat“ gelingt es nicht – und vielleicht ist es ja auch gut, dass manchmal „Unbewusstes und Nicht-Gesehenes“ aufgedeckt und „verraten“ wird.

Ich wünsche der Ausstellung viele Besucherinnen und Besucher, sowie anregende Gespräche über biblische Texte und ihre Wirkungen!

Dr. Katrin Brockmüller

Direktorin Katholisches Bibelwerk e.V.

Grußwort

Dr. Christoph Rösel

Am 21. September 2022, also vor etwas mehr als 500 Jahren, erschien in Wittenberg das Neue Testament in der von Martin Luther angefertigten Übersetzung. Am 18. Dezember 1521 hatte er auf der Wartburg die Arbeit daran begonnen. Die daraus hervorgegangene „Lutherbibel“ ist durch ihre Wirkungsgeschichte die wichtigste deutsche Bibelübersetzung. Alle bekannten biblischen Redewendungen, vom „Licht unter den Scheffel stellen“ bis zum „Perlen vor die Säue werfen“, gehen auf sie zurück.

Doch auch international hat die Lutherbibel Spuren hinterlassen. Sie inspirierte etwa William Tyndale (1494–1536) für seine Übersetzung der Bibel ins Englische, die dann eine wesentliche Grundlage für die englische King-James-Version wurde. Bereits 1526 erschien in den Niederlanden die Liesvelt-Bibel, die besonders im Neuen Testament der Übersetzung Luthers folgte. Auch der finnische Reformator und spätere Bischof Michael Agricola wurde durch sein Studium in Wittenberg zum Bibelübersetzer. Und für die dänische Bibel von 1550 hatte König Christian III. die ausdrückliche Anweisung gegeben, möglichst dicht bei der Übersetzung Luthers zu bleiben. Die Lutherbibel wurde so zum Vorbild für verschiedenste „Missionsbibeln“ der Reformationszeit und gab damit auch den Anstoß für die Übersetzung der Bibel in die Sprachen der Welt.

Im deutschen Sprachraum sind vor allem in den letzten 100 Jahren andere Übersetzungen an die Seite der Lutherbibel getreten. Heute gibt es ein breites Spektrum an deutschen Bibelübersetzungen, das in seiner Vielfalt nur noch von den zahlreichen englischen Übersetzungen überboten wird.

Die neueste Stimme in diesem Übersetzungskonzert ist seit Anfang 2021 die BasisBibel, die von der Deutschen Bibelgesellschaft herausgegeben wird. Diese Neuerscheinung wird vom Rat der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD) in Ergänzung zur Lutherbibel offiziell für den Gebrauch empfohlen, gerade auch für die Erstbegegnung mit der Bibel. Vor allem aber wird sie von vielen Lesern und Leserinnen geschätzt. Seit ihrem Erscheinen wurde sie deshalb bereits mehr als 400.000 Mal verkauft.

Jede Übersetzung der Bibel, sei es in Deutschland oder irgendwo sonst auf der Welt, steht vor der Herausforderung, einen jahrtausendealten Text aus einer anderen Sprachwelt (Hebräisch, Aramäisch und Griechisch) und einer fremden Kultur in eine

heute verständliche Sprachgestalt zu übersetzen. In Deutschland kommt dazu, dass ein Teil der Leserschaft schon andere Übersetzungen kennt und deshalb konkrete Erwartungen an den Text hat. Das zeigt sich bereits bei der Wiedergabe der Eigennamen: „Hiob“ ist die aus der Lutherbibel bekannte Namensform, in katholischen Bibeln heißt dieselbe Person „Ijob“, im Englischen „Job“. Eigentlich wäre „Ijob“ dichter am hebräischen Original. Da „Hiob“ sich aber im allgemeinen Sprachgebrauch eingebürgert hat („Hiobsbotschaften“), bleiben die BasisBibel und die Lutherbibel bei dieser Form.

Da einzelne Sprachen in sich jeweils unterschiedlichen Regeln folgen und nicht über den selben Bestand an Wörtern verfügen, kann eine Übersetzung nicht einfach Wort für Wort erfolgen. Stattdessen muss man sich entscheiden: Soll die Übersetzung so dicht wie möglich am Aufbau und Wortbestand des Originals bleiben? Oder soll sie versuchen, vor allem den Sinn des Originals in der Zielsprache möglichst treffend wiederzugeben?

Für jede Übersetzung muss diese Grundentscheidung getroffen werden: Soll sie eher wörtlich oder eher sinngemäß sein? Wie diese Entscheidung dann in jedem Vers umgesetzt wird, ist dann noch einmal eine ganz andere Frage. In eher sachlich-informierenden Texten wie etwa dem Verzeichnis der Nachkommen von Adam und Noah in 1. Chronik 1 ist es keine große Kunst, wörtlich zu übersetzen. Das sieht bei poetischen Texten wie etwa den Psalmen schon ganz anders aus. So übersetzte Luther in Psalm 90,12 zunächst wörtlich: „Lass uns wissen die Zahl unsrer Tage ...“. Bei seiner erneuten Bearbeitung der Psalmen entschied Luther sich dann aber für eine sinngemäße Wiedergabe, die eine ganz andere poetische Kraft entfaltet: „Lehre uns bedenken, dass wir sterben müssen ...“. Neben der Grundentscheidung steht deshalb die Notwendigkeit, von Fall zu Fall zu prüfen, ob sich diese wirklich durchhalten lässt. Und vielleicht erfordert dann die Übersetzung gerade dieses Verses doch eine andere Vorgehensweise.

Die BasisBibel als „Übersetzung für das 21. Jahrhundert“ legt besonders hohen Wert auf Verständlichkeit. Deshalb wurde für diese Übersetzung die Grundentscheidung getroffen, möglichst kurze und unkomplizierte Sätze zu verwenden. Die Regeln lauten: „Kein Satz mehr als 16 Wörter“ und „Für jeden Hauptsatz nicht mehr als ein Nebensatz“. Beim

Lesen der BasisBibel wird man irgendwann feststellen: Keine Regel ohne Ausnahme. Die Grundentscheidungen wurden nicht wie ein Gesetz der Meder und Perser um jeden Preis durchgesetzt. Aber wenn immer möglich, haben die Übersetzer und Übersetzerinnen sich daran gehalten. Ein Beispiel dafür ist Römer 3,25-26. Im griechischen Original und auch in der Übersetzung Luthers bilden beide Verse einen einzigen Satz. In der BasisBibel ist allein schon Vers 25 in 4 Sätze aufgeteilt: „Durch dessen Blut hat Gott ihn als Zeichen der endgültigen Versöhnung eingesetzt. Und durch den Glauben erhalten wir Anteil daran. So hat Gott seine Gerechtigkeit unter Beweis gestellt. Lange hat er die Verfehlungen ungestraft gelassen, die früher begangen wurden.“ Diese Aussagen sind schon an sich inhaltlich herausfordernd. Die Vereinfachung der Satzstruktur hilft deshalb, dem Gedankengang von Paulus zu folgen. Und wer es genauer wissen möchte, kann sich den Originaltext mit Hilfe einer anderen Übersetzung erschließen. Unter www.die-bibel.de/bibel können Sie übrigens den kompletten Text der BasisBibel online lesen und direkt mit der Lutherbibel vergleichen.

Jede Übersetzung muss damit leben, dass sie das Original nicht perfekt wiedergeben kann. Bei einer Bibelübersetzung kommt dazu noch der große geschichtliche und kulturelle Abstand zur Entstehungszeit der Texte. Neben dem eigentlichen Text finden sich deshalb in fast allen Bibelausgaben zusätzliche Erklärungen: Manchmal als Fußnoten oder als „Sach- und Worterklärungen“ im Anhang, manchmal aber auch als Erläuterungen am Rand. Solche Randbemerkungen hatte bereits Luther bei seinem Septembertestament von 1522 verwendet – und so macht es jetzt auch die BasisBibel. Über den eigentlichen Text hinaus erhalten die Leser und Leserinnen dadurch Unterstützung bei ihrer Lektüre.

Das alles zeigt, dass eine Bibelübersetzung eine Mammutaufgabe ist, die letztlich keine Einzelperson mehr alleine bewältigen kann. Schon Luther war auf die Unterstützung durch Melanchthon und andere Freunde und Gelehrte in seinem Umfeld angewiesen. Bei der BasisBibel waren fast 40 Personen an der inhaltlichen Erarbeitung beteiligt. Und international sind es Organisationen wie etwa der Weltverband der Bibelgesellschaften (United Bible Societies), die Qualitätskriterien für Bibelübersetzungen entwickeln. Und sie sorgen dafür, dass diese dann

auch in den konkreten Übersetzungsprojekten umgesetzt werden.

Als Deutsche Bibelgesellschaft profitieren wir in unserer Arbeit von diesen internationalen Kontakten, von dem Wissen und der Unterstützung, die wir dadurch erhalten. Zugleich ist es uns ein Anliegen, dass wir auch unsererseits die Arbeit in anderen Ländern unterstützen. Durch die Weltbibelhilfe (www.weltbibelhilfe.de) fördern wir jedes Jahr über 100 Projekte unserer Partnerorganisationen im Weltverband der Bibelgesellschaften. Denn auch diese Ausstellung der Württembergischen Landesbibliothek zeigt ja sehr eindrücklich, dass die Bibel weltweit von Bedeutung ist. Und vielleicht regt sie dazu an, auch selbst wieder einmal eine deutsche Bibel zur Hand zu nehmen oder digital auf den Schirm zu holen. Ganz egal, welche deutsche Bibel Sie wählen: Bei allen bekannten Übersetzungen können Sie sich darauf verlassen, dass sie mit großer Sorgfalt erstellt und gepflegt werden. Jetzt kommt es nur noch darauf an, dass man sie liest.

Dr. Christoph Rösel

Generalsekretär der Deutschen Bibelgesellschaft, Stuttgart

Missionarische Bibelübersetzung als „Kolonie“ Gottes unter den Menschen

„Und Jesus trat herzu und sprach zu ihnen: Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden. Darum gehet hin und machet zu Jüngern alle Völker: Taufet sie auf den Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes und lehret sie halten alles, was ich euch befohlen habe. Und siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende“ (Matthäus 28,18-20; Lutherbibel, Revision 1984).

Entwicklung oder Auftrag? Einleitende Stichpunkte zur Mission

An dem für die christliche Mission zentralen Bibeltext (vgl. Markus 16,15) sind mehrere Aspekte hervorzuheben. Es handelt sich um die letzte persönliche Begegnung des auferstandenen Christus mit seinen Jüngern. Das unterstreicht die Bedeutung der inhaltlichen Botschaft als Vermächtnis. Dieses wird als Aufforderung vorgetragen. Mit seiner Auferstehung hat Jesus die Macht des Todes gebrochen. Christus ist der Begrenzung durch Raum und Zeit enthoben, verfügt über alle „Gewalt“ bzw. „Macht“ (griechisch: *exusia*), erklärt dementsprechend „alle Kreatur“ (Markus 16,15) bzw. „Völker“ (Matthäus 28,19, griechisch: *ethne*) als zu seinem Wirkbereich gehörig. Indem Jesus Christus seinen Status kundtut, motiviert – und befähigt! – er die Apostel dazu, die anderen Menschen – und zwar möglichst alle – zu Jüngern Jesu zu machen. Dem Imperativ, andere Menschen zu Nachfolgern Jesu zu machen, sind im griechischen Ausgangstext drei Partizipien zugeordnet, die das „Wie“ verdeutlichen: „gehend“, „taufend“, „lehrend“. Inhalt der Lehre ist, was Jesus geboten hat bzw. etwas stärker fokussierend: „das Evangelium“ (Markus 16,15). Die Übertragung der griechischen Partizipialkonstruktion in eine parataktische Auflistung von Aufforderungen in der Lutherbibel deutet die Schwierigkeiten bei der Erstellung einer linguistisch und theologisch vertretbaren Übersetzung an. Den Unsicherheiten über das Dass, Wie und Was des Auftrags begegnet Christus mit der Zusage seines Beistands, seines Dabei-Seins. Deutlich ist: Es geht um Begründung und Vollzug von Beziehungen. Die Apostel – und alle späteren Jesus-Nachfolger – erfahren sich als in eine Bewegung von einem Woher zu einem Wohin gestellt. Bei alledem gründet die Gewissheit (Einheitsübersetzung: „Seid gewiß“) in



Abb. 1: Missionsauftrag in einer Swahili-Bibel (B graph.1937 02)



Abb. 2: Yabem-Bibel (B Yabem 1996 01). @United Bible Societies

Christus, der alle kreatürlichen Begrenzungen überschreitet, zugleich „aller Kreatur“ zugewandt ist. Das Markusevangelium (16,20) endet mit der Notiz, dass die Apostel (griechischer Begriff für „Gesandter, Sendbote“) auszogen und überall predigten.

Mit der kommunikativen Gestalt von Sendung (lateinisch „missio“) und Sendungsinhalt kommt die Vielfalt der Sprachen und Kulturen ins Spiel. Der Gegenstand des Evangeliums wurde von den Aposteln als Augenzeugen erlebt, in der mündlichen Rede Jesu in einer bestimmten Sprache (Aramäisch bzw. Hebräisch) gehört, überwiegend in der damaligen Verkehrssprache (Griechisch) nacherzählt und schriftlich fixiert. Sobald die Jünger Jesu andere Menschen zu Jüngern machten und diese zu ähnlichem Tun ermutigten, erweiterte sich der Kreis der Nachfolger Jesu immer mehr zu Angehörigen anderer Ethnien, Sprach- und Kulturkreise hin.

Das Zueinander von universalen, also die Gesamtheit der Welt betreffenden, sowie partikularen, nur auf Teile der Gesamtheit zutreffenden Bezugsinstanzen der Mission wurde auch in Illustrationen zur Bibel verarbeitet.

In Stuttgart erschien 1937 eine Swahili-Bibel (B graph.1937 02) mit den Illustrationen des deutschen Künstlers Julius Schnorr von Carolsfeld (1794–1872) (Katalogteil: 4.11). Die Verantwortlichen hielten dies für das afrikanische Zielpublikum sicherlich auch deswegen für vertretbar, weil Schnorr von Carolsfeld für die Gestaltung seiner biblischen Figuren die Anschlussfähigkeit an alle Zeiten und Territorien beanspruchte. Aufgrund von Reisestudien die biblischen

Personen zu „Beduinenhäuptlingen“ zu machen, lehnte er ebenso ab wie „Ermischungen von störenden Elementen“ aus der Zeit des jeweiligen Künstlers, die dann „vermöge des Geschmackswechsels einer anderen Zeit als unstatthafte Wunderlichkeiten erscheinen“ konnten (Schnorr von Carolsfeld, S. IX). Der Zugang zu den biblischen Inhalten sollte nicht durch deren künstlerische Präsentation erschwert werden. Im Anschluss an die italienische Renaissance-Kunst mit deren bewusster „Einfachheit der Bekleidung“ wollte Schnorr von Carolsfeld seinen Illustrationen – dem Wesen bzw. Selbstanspruch der biblischen Botschaft entsprechend – einen „urweltlichen, großartigen, allgemeinen und deshalb für alle Zeiten gültigen Charakter“ verleihen (Schnorr von Carolsfeld, S. IX). Man kann freilich fragen, ob die mit ihrer Physiognomie und ihrer an die römische Toga erinnernden Kleidung sehr europäisch aussehenden Apostel genügend Identifikationspotential für die Adressaten einer Swahili-Bibel bieten (vgl. Warneck, Mission, S. 242–243). Freilich waren die damaligen Jünger Jesu keine Afrikaner. Die Bibelillustration wie die Bibelübersetzung stehen vor einer gemeinsamen Herausforderung. Der Inhalt ist gerade mit seiner historischen Verortung (Lukas 1,1: „Bericht zu geben von den Geschichten, die unter uns geschehen sind“) ein „sicherer Grund der Lehre“ (Lukas 1,4), sollte also möglichst authentisch wiedergegeben werden. Andererseits muss das „Für euch“ des Heilsgeschehens von Kreuz und Auferstehung Christi (1. Korinther 11,24) von den jeweiligen Hörern, Lesern, Betrachtenden als ein „Für mich“ verstanden und erfahrbar werden.

Die Gestik des segnenden Christus vor seiner Himmelfahrt (Lukas 24,50–52) hat eine neuere Illustration mit der Motivbearbeitung Schnorr von Carolsfelds gemeinsam. Einer Bibel in Yabem aus Papua Neuguinea (B Yabem 1996 01) wurden die Strichzeichnungen der französisch-schweizerischen Künstlerin Annie Vallotton (1915–2013) beigegeben. Mit der rein linearen, von allen individuellen bzw. kulturellen Spezifika abstrahierenden Darstellungsweise menschlicher Figuren betrieb sie eine konsequente Elementarisierung auf das Wesentliche. Die Umrisse können von den Lesern aufgrund ihrer Selbstwahrnehmung und ihrer kulturellen Prägungen in einer jeweils spezifischen Weise gefüllt werden. Dadurch



Abb. 3: Erkennungsbild der Zeitschrift „Die Evangelischen Missionen“ (Kirch.G.oct.4871)

wird sozusagen hinter den Aposteln die – aufgrund von Mission – erweiterte Jüngerschar mit ihren jeweils historisch-kulturellen Spezifika sichtbar. Inhaltliches Kontinuum bleibt die Beziehung zwischen dem gebenden bzw. segnenden Christus und den empfangenden, dankbar staunenden bzw. zum Botschaftendienst bevollmächtigen Jüngern. Vallontons Zeichnungen sind die am häufigsten gedruckten Bibelillustrationen. Sie wurden auch deswegen gerne für Bibelausgaben in außereuropäischen Sprachen verwendet, weil sie den bei Texten weitaus geringeren Grad an Elementarisierung und kontextueller Konkretisierung zu kompensieren halfen. Texte begegnen stets in einer bestimmten Sprache, sind dadurch im Wirkungskreis begrenzt, bedürfen bereits vor dem Rezeptionsvorgang der Festlegung auf spezifische Begrifflichkeiten.

Charakteristisch für das Wesen von Mission ist deren Dynamik, die in Bewegungsvorgängen manifest wird. Die ausgesandten Missionsleute gehen los, die Missionierten kommen herbei und nehmen die ihnen angebotene Gabe an. Das Logo des von 1895 bis 1931 erschienenen illustrierten Familienblattes „Die Evangelischen Missionen“ (Kirch.G.oct.4871) veranschaulicht dies. Die Initiative geht vom auferstandenen Christus im Segensgestus aus. Über ihm schwebt eine Taube als Symbol des Heiligen Geistes, durch den Christus in der Gegenwart präsent und wirksam ist. Die Lutherrose mit dem innenliegenden Kreuz deutet auf das Erlösungswerk Christi als Gegenstand der Mission hin. Das Christus umgebende Schriftband ruft mit dem Zitat aus Matthäus 11,28 die „Mühseligen und Beladenen“ herbei, um sie zu erquicken. Die Medaillons an den Seiten weisen mit den Umrissen der Kontinente auf den weltweiten Bezugsrahmen des Wirkens Christi hin. Mit dem Zitat aus



Abb. 4: Livingstone Memorial, East Princess Street Gardens, Edinburgh.
@Wikimedia Commons. CC 3.0

Jesaja 60,(2-)3 wird der Übergang der Völker von der Dunkelheit in das Licht angesprochen – wobei mit der Bildkomposition eine christologische Präzision der zunächst Israel geltenden Verheißungen einhergeht. Der führende deutsche Missionswissenschaftler der Zeit, Gustav Warneck (1834–1910), berief sich für die dem Wort Gottes durch seine Verbindung mit dem Heiligen Geist innenliegende Kraft auch auf 2. Thessalonicher 3,1. Dort fordert der Apostel Paulus als Missionar die Gemeinde zum Gebet auf, „dass das Wort des Herrn laufe“ (Warneck, *Cultur*, S. 207). In diesem Zusammenhang weist er unter Bezugnahme auf die Völkerwanderung, die Entdeckungsreisen und die „Colonialpolitik“ darauf hin, dass „die großen Missionsperioden immer in solche Zeiten fallen, in denen ein mächtiges Bewegen und Wandern durch die Völker geht“. Das Wort Gottes laufe „vor, neben und hinter den [...] Missionaren her“ (ebd., S. 205, 207).

Zur Mission gehört nach dem Selbstverständnis ihrer Protagonisten wesentlich die zweigestaltige Begegnungsweise in der Bewegung der Missionare auf die zu missionierenden Menschen bzw. Völker hin. Gustav Warneck wies auf das Denkmal des schottischen Missionars David Livingstone (1813–1873) in Edinburgh hin (Warneck, *Cultur*, S. 53; Warneck, *Mission*, S. 588). Die Livingstone-Statue streckt dem Betrachter mit der rechten Hand eine Bibel entgegen, während die linke Hand eine Axt festhält. Das Denkmal besagt: Die im engeren Sinne geistliche Botschaft ist ebenso wenig zu trennen von der bearbeitenden Gestaltung bzw. Zivilisierung der Welt (hier durch Landwirtschaft), wie es lebendigen Glauben nicht ohne gute Werke (Jakobus 2,17) oder Rechtfertigung ohne Heiligung geben kann. Bei logischem Vorrang der Initiative Gottes (Johannes 3,16: „Also hat Gott die

Welt geliebt [...]“) vor dem Tun der Menschen bzw. des Glaubens vor den Werken sind die Beziehung des Menschen zu Gott, zu sich selbst und zu den Mitmenschen bzw. zur Welt einander zugeordnet. Livingstones Ruf nach „Christianization, civilization, and commercialization of Africa“ eröffnete zusammen mit seinen Entdeckungen den Weg für die erste Welle europäischer Missionare im östlichen bzw. südöstlichen Afrika (Mojola, S. 23) (Katalog-Teil: 4.19). Der Mensch wird durch die Beziehung zu Gott sozusagen zu einem Bürger zweier Welten (Hebräer 13,14). Das „Reich Gottes“, also der Herrschafts- und Wirkbereich Gottes, zielt nicht auf innerweltliche Machtgefüge und Zivilisation, hat aber gleichwohl Auswirkungen darauf (Warneck, *Cultur*, S. 11). Die befreiende Kraft des Evangeliums besteht darin, dass die Identität („Wer bin ich?“) nicht mehr prioritär über das „Was“ der jeweils individuellen oder gruppenspezifischen Eigenschaften und Taten definiert, sondern von Gott geschenkt wird. In Probleme geriet die Mission immer dann, wenn das Verhältnis zwischen dem Wer und Was umgedreht oder das Was (etwa auch als Beitrag zu Kultur oder Politik) überbetont bzw. verselbständigt wurde.

In der Bibelübersetzung erreichten die Missionare die größten Erfolge dort, wo es zu Erstbegegnungen mit fremden Kulturen und deren Sprachen kam. Das betrifft in Quantität und Intensität am stärksten die kolonialen Expansionsbestrebungen europäischer Mächte in der Neuzeit. Gerade in dieser Phase kam es allerdings immer wieder zur Infragestellung der Mission von außen, was heute zur besseren historischen Einordnung und Erfassung der missionarischen Aktivitäten beiträgt.

Die Kolonialpolitik wurde seinerzeit als „Erzieherin der Wilden“ gepriesen (Warneck, *Cultur*, S. 101). Die Mission galt hingegen mit ihrer genuin religiösen Botschaft als eher hinderlich für die Zivilisationsarbeit (Warneck, *Cultur*, S. 2). Missionare wurden aufgefordert, primär „Kulturlehrer“ zu sein (Warneck, *Mission*, S. 587). Sie sollten „die Mission in den Hintergrund treten lassen“ (Grundemann, S. 91). Man warf der Mission insbesondere seitens der Kaufleute und Kolonialbeamten vor Ort „Humanitätsdusel und Verzärtelung“ vor (Troeltsch, *Mission*, Sp. 9). Der empirisch-historische Ansatz der damals noch jungen Religionswissenschaft führte zur Vorstellung einer stetigen Weiterentwicklung des Religiösen. Fort-

schritte wurden dabei vor allem am Ausmaß rational plausibler, verallgemeinerbarer und ethisch verwertbarer Umgestaltung des Religiösen festgemacht. Das Christentum galt in seiner herkömmlichen Ableitung von einer spezifischen göttlichen Offenbarung als „überwunden“, dementsprechend auch eine auf diese Offenbarung rekurrierende, „überwindend“ vorgehende Mission (Troeltsch, *Mission*, Sp. 12; Warneck, *Cultur*, S. 3). Unterschiede zwischen den Religionen verstanden Vertreter der Religionsgeschichtlichen Schule wie Wilhelm Bousset (1865–1920) als graduell, nicht grundsätzlich bedingt. Demnach handele es sich um mehr oder weniger weit entwickelte Ausprägungen eines „Gefühl[s] der Abhängigkeit von überweltlichen Gewalten“ (Warneck, *Schule*, S. 364; vgl. Wetjen, S. 31, 136–139).

Postkoloniale Theologieansätze erklären die Legitimation des Kolonialismus zumindest ab der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts mit Hegels Theorie vom „Weltgeist“ (u.a. in seinen „Vorlesungen zur Philosophie der Weltgeschichte“, 1822/1823). Demnach werde die Menschheit „in jeder Etappe ihrer Geschichte immer zivilisierter, das heißt, fortschrittlicher und moderner“ (Silber, S. 64). Länder der nicht-westlichen Welt hinkten kulturell (und religiös) in ihrer Entwicklung hinterher und müssten soweit als möglich unter westlicher Führung dem als höher eingestuften Stand Europas angenähert werden. Vorläufer für das Entwicklungsdenken der Geschichts- und Kulturphilosophie gab es allerdings auch schon im Renaissance-Humanismus, der den iberischen Kolonialismus beeinflusste (z.B. Juan Ginés de Sepúlveda).

Durch Kombination des Fortschrittsdenkens der Aufklärung mit dem biologischen Ansatz der darwinistischen Evolutionstheorie kam es gelegentlich zu einer abschließenden Einteilung von Völkern. So hielt etwa Paul Rohrbach (1869–1956) die Mission an Stämmen Afrikas für sinnlos, weil deren „hoffnungslose Inferiorität“ zu einer mangelnden Kulturfähigkeit führe. Es sei unangemessen, „einem auf der Stufe afrikanischer Barbarei lebenden Stamme die hohe Kulturreligion des Christentums zu bringen“ (Richter, S. 131, 137, 139). Genau umgekehrte Schlüsse zog Richard Wilhelm (1873–1930) als liberaler Vertreter einer „Kulturmission“ aus dem Vergleich der Kulturen (Katalog-Teil: 5.20). Mission in Afrika sei sinnvoll und erfolgreich, weil sich ähnlich wie in der Germa-

nenmission das Christentum „durch [...] zivilisatorische und geistig-wissenschaftliche Überlegenheit“ durchsetzen könne (Wilhelm, S. 212). Für Hochkulturen wie China sei das so nicht möglich.

Eine andere Folge der vergleichenden Religionsforschung, die real übernatürliche Geschehnisse als Erklärungsoption ausschließt, war ein nivellierender Relativismus bzw. eine Indifferenz. Religion wurde zur „Privatsache“ erklärt (Troeltsch, Mission, Sp. 11), die nicht durch Mission öffentlich thematisiert werden sollte. Diese sich unter postmodernen Vorzeichen in der Gegenwart verstärkende Tendenz fasst der Soziologe Detlef Pollack sicher treffend so zusammen: „Moderne Gesellschaften bieten eine solche Vielfalt an Gestaltungsmöglichkeiten, dass viele es als Einschränkung der eigenen Verwirklichungsmöglichkeiten empfinden, sich auf eine einzige Option festzulegen“ (Pollack, S. 11).

Gustav Warneck begegnet den aus Sicht aktiver missionarischer Arbeit jeweils unangemessen betriebenen Differenzierungen bzw. Nivellierungen mit dem Hinweis auf den gleichen, unverfügbaren und nicht quantifizierbaren Wert aller Menschen. Alle hätten in der Perspektive Gottes „denselben Wert“ und seien „ohne Unterschied des Stammes, Standes und Geschlechts als Objekt wie der göttlichen Retterliebe, so der menschlichen Nächstenliebe“ zu betrachten (Warneck, Mission, S. 581, 589). Ist das Geliebt-Sein den Menschen kraft ihrer Geschöpflichkeit universal mitgegeben, so bleibt das Gerettet-Sein Ziel einer Veränderung. Nicht das Dass des Beherrscht-Werdens ist in theologischer Perspektive das Problem des Menschen, vielmehr das Wer und Was der den Menschen bestimmenden Macht. Die Menschen stehen „in der ganzen Welt unter derselben Herrschaft der Sünde und des Todes“ (Warneck, Mission, S. 581), haben im Hinblick auf die Erlösungsbedürftigkeit also denselben Ausgangspunkt.

„Eine Großmacht in Knechtsgestalt“. Zur Motivation der Mission

In der Missionsliteratur wird in Anlehnung an die Gleichnisse Jesu häufig die eigene Tätigkeit mit einer landwirtschaftlichen Arbeit verglichen. Diese ist allerdings auf die Innerlichkeit der Menschen bezogen. „Es ist geistiger Same, der auf gut Land fallen muß,

wenn er gute Frucht tragen soll. Das gute Land sind aber die Menschenherzen“ (Warneck, Cultur, S. 10). „Ein noch unbebauter Missionsacker“ wurde ein Aufsatz über die beginnende Mission auf Sumatra vorgelegten Inseln überschrieben (Schreiber). Eine Beilage der Zeitschrift „Die Evangelischen Missionen“ hieß „Saat und Ernte auf dem Missionsfelde“. Diese Metaphorik beinhaltet mehrere Aspekte. Menschen kommen nicht ohne die Rezeption des ihnen vermittelten Wortes Gottes (als Same) zum Glauben. Ohne Mission wird aus einem Stück Land kein Acker, entgeht ihm die Möglichkeit, Früchte hervorzubringen und Erfüllung zu finden. Ob Frucht wächst, Glauben entsteht, unterliegt nicht einer zwingenden Naturnotwendigkeit, sondern bleibt ein erhofftes, aber unverfügbares, auch nicht gewaltsam erreichbares Ziel. Die Anliegen der Mission beziehen sich nicht auf äußerliche Beherrschung, sondern auf den geistig-geistlichen Bereich.

Die Protagonisten der Mission wandten sich gegen die „Nützlichkeitstheorie“ des Kolonialismus, der aus kulturellen Gründen die Mission unter „Naturvölkern“ für vertretbar hielt (Warneck, Cultur, S. 11). Die Missionierten sollten ihren Nutzen in sich selbst haben, um ihrer selbst willen im Fokus sein, nicht wegen ihres machtpolitischen, ökonomischen oder wissenschaftlichen Nutzens:

„Ihr [der Mission; CH] liegt in Wahrheit das Wohl der Eingeborenen am Herzen, wie das ewige so das zeitliche. Ihr sind die Heiden nicht ein *Herrschaftsobject* wie der Colonialpolitik, nicht ein *Bereicherungsobject* wie der Colonialpolitik, nicht ein *Bereicherungsobject* wie dem Welthandel, nicht ein *Wissensobject* wie der Wissenschaft, sondern – ein *Rettungsobject*“ (Warneck, Cultur, S. 37; vgl. S. 93).

Ausgangspunkt war (und ist) für die Mission erstens die universal, unabhängig von allen partiellen innerweltlichen Eigenschaften gültige Erlösungsbedürftigkeit. Zweitens die Liebe und der Erlösungswille Gottes. Es geht also primär um die Gottesbeziehung, von der dann nachgelagert alle anderen Beziehungen abhängen. Im Unterschied zu den säkularen Ansatzpunkten der Begegnung mit den Menschen aus außereuropäischen Kulturen geht es also nicht darum, etwas von diesen Menschen – letztlich egoistisch – haben zu wollen, sondern ihnen etwas – und zwar in der Perspektive der Mission: das

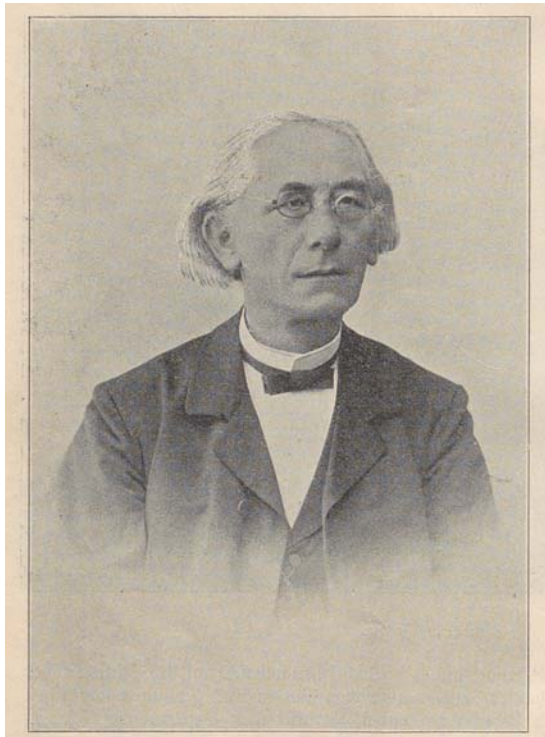


Abb. 5: Gustav Warneck (aus: Die Evangelischen Missionen: Kirch.G.oct.4871-3.1897, S. 20)

Entscheidende – zu geben (vgl. Warneck, *Cultur*, S. 37). Unter Hinweis auf Lukas 19,10 hieß das zusammengefasst: „Wir treiben [...] *Mission* nicht eigentlich zu dem Zwecke, *Cultur* zu bringen, sondern *die Heiden zu dem Sünderheiland einzuladen*, der ihre Seelen rettet und ihre Herzen erneuert“ (Warneck, *Cultur*, S. 11). Die Liebe Gottes als Grund des Heilsgeschehens (Johannes 3,16) entfaltet eine Dynamik. Bei dem „Für euch“ Christi handelt es sich um „zwei inhaltschwere Worte, die ebenso das Rätsel der Welterlösung wie das der Welteroberung erklären“. Die – von den Missionaren bezeugte – Liebe Gottes erscheint als „Großmacht“ (Warneck, *Mission*, S. 103). Wegen der im Vergleich zu den säkularen Ansätzen anderen Stoßrichtung und der häufig eher dienend-helfenden Arbeitsweise der Missionare, zugleich im Hinblick auf die damals große Zahl an Personal und Einrichtungen betrachtete man die Mission allerdings als eine „Großmacht in Knechtsgestalt“ (Richter, S. 7). Das Wesen der Mission wird sachgemäß dann erfasst, wenn die zentrale Bedeutung der biblischen Begründung in ihrer bindenden, orientierenden, stärkenden, auch gewiss machenden Wirkung erkannt wird. „Bibelbezogenes Christentum ist notwendigerweise missionarisches Christentum“ (Obst, S. 35).

Gustav Warneck nannte als eine qualifizierende Fähigkeit von Missionaren, sie müssten sich „her-



Abb. 6: Befreite Sklavenkinder in Ostafrika (aus: Die Evangelischen Missionen: Kirch.G.oct.4871-5.1899, S. 161). Vgl. Katalog-Teil: 3.11

unterlassen zu den Niedrigen“ (Warneck, *Cultur*, S. 101). Anders als flüchtige Reiseberichterstatte seien es die Missionare, „die jahrelang unter dem Volke leben, seine Sprache verstehen und ein Samariterauge, ein Samariterherz und eine Samariterhand für dasselbe haben“ (Warneck, *Cultur*, S. 23). Dem mit Zivilisationsleistungen legitimierten Kolonialismus fehle „das barmherzige Herz“; man betrachte die Einheimischen als „Diener“ oder „Feinde“ (Warneck, *Cultur*, S. 83).

Es verwundert nicht, dass wie in der frühesten Zeit des Christentums unter dem Einfluss der Mission häufig zunächst Personen mit geringer gesellschaftlicher Stellung zum Christentum konvertierten. So berichtete die Zeitschrift „Die Evangelischen Missionen“ (6. 1900, S. 265ff.) über „Die Bewegung unter den Parias im Madrasbezirke der Tamulenmission“. Von einem bildungsbürgerlichen Standpunkt aus kritisierte dies der von der Religionsgeschichtlichen Schule beeinflusste China-Missionar Richard Wilhelm. Er attestierte aufgrund mancher Beobachtungen den ersten Konvertiten vornehmlich materielle Interessen. Diese Chinesen nannte er „Reischristen“ (Wilhelm, S. 70).

Zur dienenden Haltung der Mission gehörte auch deren punktuelle Selbstkritik. So distanzierte sich Warneck von der bis in das 19. Jahrhundert hinein praktizierten Duldung der als „heidnisch“ eingestuft „Institution der Sklaverei“ durch das Christentum (Warneck, *Cultur*, S. 77). Etliche der frühen afrikanischen Christen waren unter dem Einfluss der Mission befreite bzw. freigeverkaufte Sklaven (Warneck, *Cultur*, S. 141; vgl. Lutindi [Deutsch-Ostafrika]).